

Abhandlungen
der
NATURHISTORISCHEN
GESELLSCHAFT

zu

NÜRNBERG.

XIX. Band.

II.

G. Bamler: Notizen zu einer ethnographischen Sammlung von den Tamiinseln. Mit Tafel 2 – 11; das Erdbeben vom 14. auf den 15. September 1906. Mit Tafel 12.

NÜRNBERG 1911.

U. E. Sebald, Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei.

Notizen zu einer ethnographischen Sammlung von den Tamiinseln.

Von G. Bamler.

Mit 10 Tafeln.

Das korrespondierende Mitglied der Naturhistorischen Gesellschaft in Deutsch-Neuguinea, Missionar G. Bamler-Logaueng im Huongolf, hat 1907 auf Ersuchen Erläuterungen zu Sammlungsgegenständen aus der dortigen Gegend geschrieben. Was davon von allgemeinerem Interesse ist, wird nachstehend im Wortlaut veröffentlicht. Im III. Band des vom Forschungsreisenden Professor Dr. R. Neuhauss herausgegebenen Werkes „Deutsch-Neuguinea“. Vlg. von Dietr. Reimer, Berlin 1911, ist Missionar Bamler durch eine wertvolle größere Arbeit vertreten.

Das Haus; Yabim: ándu.

Die Eingebornen des Huongolfes bauen Pfahlhäuser, wahrscheinlich aus Gesundheitsrücksichten. Sie sagen, die Ausdünstungen der Erde seien schädlich und in dem regenreichen Klima (jährlich im Durchschnitt 4000 bis 5000 mm Regen) ist dies leicht denkbar. Die Pfähle sind 1—1½—2 m hoch und stets von dem Afzeliaholz, dem einzigen Holz, das in der Erde nicht verfault. Das Haus hat 4 Tragpfähle und 4 längere Dachstützen. Die Pfähle sind oben etwas ausgehöhlt, damit der Längsbalken (tembong) gut aufliegt. Die großen Balken liegen lose aufeinander, nur die kleinen Stangen werden mit Schlingpflanzen gebunden. Auf dem Längsbalken ruhen die Querbalken (lélum, sprich léllum). Diese sind an beiden Enden durchbohrt oder eingehauen, damit eine Latte durchgezogen werden kann. Auf den lélum liegen dann breite Latten, meist Yanenglatten (die Rinde einer Areca-palme), auf welche der Fußboden festgebunden wird. Als Fußboden benützte man entweder die schmalen Rindenstücke einer kleinen Palmenart, oder man schlug Bambusrohr breit. Dieser Fußboden ist nur für unbe-
schuhte Füße und außerdem lebt der Eingeborne mehr außerhalb als innerhalb des Hauses. Auf dem Fußboden sind je nach der Größe des Hauses 2—4 Feuerplätze angelegt. Die Einfassung bildet ein Stück Schlingpflanze, der Fußboden wird durch eine Lage Erde oder Kies geschützt. Das Anlegen des Feuerplatzes im neuen Hause („Feuerplatzpflanzen“) war

ein wichtiges Geschäft. Man legte gerne etwas Asche von einem geweihten Platz auf die neue Feuerstätte. Der Feuerplatz dient nur an Regentagen zum Kochen, mehr wird er als Kamin für die Nacht benützt. Man gebraucht Holz, das mehr glimmt, als hell auf brennt. Der Eingeborne muß in der Nacht natürlich so und so oft aufstehen und sein Feuer schüren; doch da die Leute weder nervös noch übermüdet sind, so verschlägt ihnen das nichts. Über der Feuerstätte ist eine kleine Hürde angebracht, auf welcher man Speisereste aufbewahrt. Ein wenig höher als diese Hürde ist ein großes Gestell, welches zugleich als Ausbau für das Giebeldach dient, und woselbst man Töpfe, Schüsseln und Matten aufbewahrt.

Unter dem Dach (ganz oben) ist endlich ein Gerüst (kólong), auf dem Reservematten (in Tami auch die Skelette ausgegrabener Leichen) liegen. Vom kólong herunter hängt an einem Strick das Schweinenetz und die Tasche (Binsentasche) mit den Wertsachen. Unter dem Dach hängen gewöhnlich auch die Tanztrommeln. — Betten, Tische, Stühle, Truhen kennt der Eingeborne nicht, der Hausrat beschränkt sich aufs aller-nötigste. Die Neuzeit bringt da viele Änderungen. Einzelne Eingeborne fangen an, ihre Häuser nach unserem Stil zu bauen: höher, bequemer und solider. Der Verbrauch an Nägeln, Petroleum wächst mehr und mehr. Abends bei Licht noch etwas lesen zu können finden die Eingebornen zu schön. Diese Entwicklung ist nur freudig zu begrüßen, denn sie weckt Bedürfnisse und nötigt die Leute zu anhaltendem Fleiß.

Es erübrigt noch einige Worte über die Maße und Wände der Häuser. Die Tamihäuser sind im Verhältnis zu den Häusern auf der Küste größer und besser gebaut. Der Bodenflächenraum geht auf der Küste selten über 15 Quadratmeter, auf Tami faßt das Haus nahezu 20 Quadratmeter. Die Wandhöhe ist auf der Küste oft nur 1 m, auf Tami 1,20—1,50 m. Auf der Küste sind die Wände oft nur mit Palmblattmatten (taboang) verkleidet, auf Tami sind es durchwegs Planken. Junge Ehemänner haben die Planken ihrer Häuser oft reich mit Bildwerk verziert. Eine der beliebtesten Figuren ist der Menschenkopf (oder Menschenleib) mit einem ungeheuren, großen Hut darauf; man hat oft den Eindruck, als ob der Hut die Hauptsache wäre. Wahrscheinlich ist der Hut eine Darstellung des Tanzhelmes für die Sia-Tänze; er gibt dem Eingebornen Gelegenheit, seinen Malgelüsten besonders die Zügel schießen zu lassen. — Oft findet man eine Schlange mit Menschenkopf, manchmal drängt es sich einem geradezu auf, die Schlange sei Darstellung des männlichen Gliedes. Häufig findet man auch Gegenüberstellung von Mann und Weib und zwar völlig nackt, obschon es unter den Eingebornen als große Torheit gilt, wenn Menschen sich völlig nackt zeigen. Hier und da gehen die Darstellungen

auch in Scheußlichkeiten über. Manche Darstellungen haben mythologischen oder geschichtlichen Hintergrund. So sah ich das Bild einer Kreisenden dargestellt zum Andenken an eine Frau, die während der Geburt starb. Aus dem Tierreich sind neben Schlangen besonders noch Krokodile und Fische dargestellt. Die Fische geben (wie der Tanzhut) dankbare Detailmalerei, Krokodile stellt man gerne mit einem Schwein im Rachen dar. — Die Farben der Eingebornen sind: Schwarz (Kohle), Weiß (Kreide) und Rot (Ocker). Sie kennen verschiedene Pflanzensäfte, die die Farben haltbar machen.

Die Grabhütte, Yabim: saim, ist ein kleines Häuschen. Da die hiesigen Papua Ahnenkult trieben, so läßt sich verstehen, warum den Leichen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Angesehene Männer wurden neben dem lūm (Dorfhaus) begraben, weniger angesehene Männer, ferner Frauen und Kinder entweder unter oder neben dem Haus. Lag die Leiche direkt neben dem Haus, so wurde einfach das Hausdach angesetzt und bis auf den Boden verlängert. Nötigten die Umstände, das Grab etwas entfernter vom Haus zu graben, so wurde über dem Grab eine Grabhütte errichtet. Dieselbe wurde sehr einfach gebaut, das Dach meist von alten Dachüberresten, die Wände von gespaltenen Holzscheiten, die zwischen 2 Reihen dünner Pfähle aufgeschlichtet wurden. (In dieser Weise wurden auch die Feldzäune hergestellt.) In der Trauerhütte war eine Ecke mit besonderem Ausgang für den verwitweten Teil abgetrennt. Diese Klausur durften die Trauernden nur gegen Abend zu einem kurzen Ausgang verlassen. Die Trauerzeit währt bei den verschiedenen Stämmen verschieden, bei den Yabim (Festland) knapp ein halbes Jahr, auf Tami 2—3 Jahre. Zum Trauerschluß wurde ein großes Essen mit Tanz veranstaltet und dann die Trauerhütte eingerissen und verbrannt. — Das Grab ist sehr flach, doch merkt man selten lästigen Geruch. Nach einer gewissen Zeit wird das Grab mit einer Einfassung (hier immer hartes Holz, in anderen Gegenden Steine) umgeben und mit Kies aufgeschüttet. Später werden die Gräber mit Zierpflanzen (meist Dracänen) bepflanzt.

Kanu; an der ganzen Küste: wäng.

Die Naturhistorische Gesellschaft hat 4 verschiedene Kanumodelle in ihrer Sammlung, einen Zweimaster (großes Seeboot) der Tami-Insulaner, ein Einmastboot, wie man es meist auf dem Festland für Reisen gebraucht, 1 kleines Fischerkanu und ein Ruderkanu der Leute von der anderen Seite des Huongolfes. Sämtliche Kanu sind Auslegerkanu, d. h. jeder Bootstrog hat einen Parallelschwimmbalken, der mit dem Bootstrog durch feste Auslegerstangen verbunden ist. Diese Ausleger verhüten natürlich das Um-

schlagen der schmalen Einbäume, sind aber nicht absolut zuverlässig. Die Kanus müssen sorgfältig ausbalanciert werden. Schlimmer ist es aber, wenn der Ausleger durch die umschlagenden Segel unter Wasser gedrückt wird, als wenn er bei vollem Winddruck sich aus dem Wasser hebt. In diesem Fall wird das Gleichgewicht leicht hergestellt, wenn man das Steueruder nachläßt oder wenn jemand auf die Auslegerstangen springt, im ersten Fall dagegen (wenn der Ausleger untergeht) ist nicht zu helfen. Es dürfen daher die Segel nie auf der Auslegerseite stehen, sondern immer auf der dem Ausleger entgegengesetzten Seite (Steuerbord).

Zum Bau der Kanu werden nur die besten Hölzer verwendet. Das beliebteste Holz ist das *ká kĕkóp* (botanisch leider noch nicht bestimmt). Es wächst vorzugsweise auf Bergen und scheint in einer Höhe von 200 bis 400 m am besten zu gedeihen. Wenn das Holz ordentlich behandelt wird, d. h. wenn man es ordentlich austrocknen läßt, hält es bis 10 Jahre, meist geht aber die Lebensdauer eines Kanu nicht über 5—6 Jahre hinaus. Die Eingebornen wissen zwar auch, daß man das Holz nicht schlagen darf, wenn es im Saft steht, doch behaupten sie, es käme auf den Boden an, auf dem der Baum gestanden ist. Ich glaube aber, daß sie die Hölzer meist nicht ordentlich austrocknen lassen. So kannte ich ein Kanu, das an die 2 Jahre im Bau war, dann aber auch 12 Jahre lang gefahren werden konnte, während alle anderen, die bereits nach 6—8 Monaten ins Wasser kamen, kaum 6 Jahre hielten. Die kleineren Kanu, die meist auch aus unausgewachsenen Bäumen gehauen werden, haben eine noch viel kürzere Lebensdauer. Der Bestand an Kanu ist nicht sehr groß. Die Insel Wonam (Tami-Inseln) mit zirka 120 Einwohnern hat gewöhnlich 3—4 große Zweimastkanu und etwa 6—8 kleine Fischerkähne. Dies Verhältnis findet man auch auf dem Festland, auf zirka 100 Menschen kommen 5—6 Kanu. (Große Segelkanu gibts auf dem Festland nicht.) Obwohl also der Kanubestand nicht sehr groß ist, so ist doch wegen der kurzen Lebensdauer der Kanu der Verbrauch an guten Kanuhölzern ein ziemlich großer. Die Stämme sind infolgedessen gesucht und da sie weit her geholt werden müssen, so kommen sie auch teuer. Man hat ja keine Beförderungsmittel, die Stämme müssen aus dem Wald herausgeschleift werden und zwar mit Menschenkräften. Kleinere Stämme holen die eignen Dorffangehörigen aus dem Walde heraus und die Vergütung besteht meistens darin, daß der Kanubesitzer den Leuten ein paar Töpfe voll Taro kochen läßt. Für größere Boote muß schon die Hilfe der Nachbardörfer mit angerufen werden. Vor den Baumstamm, der für die großen Zweimaster eine Länge von 12—15 m hat (Einmaster sind etwa 7—9 m lang), wird eine starke Schlingpflanze gebunden und daran ziehen nun zirka 40 Mann. Da diese 40 Mann den

Stamm auf keinen Fall weiter als eine halbe Stunde schleppen, so sind weitere 40 Mann zur Ablösung nötig. Der Papua vermag sich nur für einen Augenblick anzustrengen, ja da stürzt er sich mit Hurrah auf die Sache, aber nach einer halben Stunde ist er „ganz tot“. Solche Transporte kosten natürlich 1 oder 2 Schweine nebst dem dazu nötigen Taro, d. h. in deutscher Münze etwa 30—50 Mark. Diese Bezahlung übernimmt meist ein Mann vom Festland, gewöhnlich der Mann, der den Baumstamm gefunden hat. Er bekommt dafür das Boot im Werte von 50—70 Mark bezahlt, muß aber noch die Aufsatzbretter und Auslegerstangen dazu liefern. Es geht übrigens beim Handel nicht so wie in Deutschland, die Sachen haben keinen bestimmten Preis. Heute kauft einer ein Boot um 70 Mark und hat alles dazu geliefert bekommen, morgen kauft ein anderer ein gleiches Kanu um denselben Preis, obgleich er verschiedene Stücke, die er von einem alten Kanu daliegen hatte, dazu gab.

Sowie der Baumstamm im Dorf angekommen ist, wird er in Arbeit genommen. Ist viel Splint am Stamm, dann wird er erst weggehauen, sodann höhlt man den Stamm etwas aus und bearbeitet die Spitzen. Auf die Spitzen wird viel Sorgfalt verwendet. Das ungefähre Verhältnis zwischen Spitzen und Trog ist aus den Modellen zu ersehen. Das Aushöhlen der Stämme besorgen geschickte Männer, denn Ungeübte können leicht den ganzen Stamm ruinieren. Man rechnet mit den Steinen und läßt den Boden der Kanu ziemlich dick. Die Kanus sind daher ziemlich schwer. Das Aushöhlen der Kanu geschieht jetzt mit Hohleisen. Der Eingeborne macht sich seine Hohleisen aus irgend einem passenden Stück runder Eisenstange, Schiffsnägel waren auf jeden Fall die ersten Eiseninstrumente. Früher hatte man dazu Steine, die hohl geschliffen waren, doch benützte man weniger den Serpentin von Kela als vielmehr Klingen von Muscheln (*Tridacna gigas*). Diese Klingen sind leider schon eine Seltenheit geworden. Daß Boote mit Feuer ausgehöhlt werden, habe ich nie gehört, selbst in Märchen nicht. Die Eingebornen erzählen wohl, daß man das Dröhnen der Steinbeile einen Kilometer weit gehört habe und daß die Schneide sich schnell abnutzte, aber nie hörte ich bei dergleichen Arbeiten etwas vom Gebrauch des Feuers. Als Kanuholz wird ja auch nur weiches Holz, aber von diesem nur das beste benutzt.

Ist der Kanutrog fertig ausgehöhlt und die Enden fertig geschnitzt, dann werden die Kniehölzer (Spanten) aufgesetzt. Die besten Spanten geben die Strebewurzeln des pad-Baumes (*Vitese monophyllus* K. Sch.); sie brechen nie und sind auch ausgezeichnet wetterbeständig. Man kann sie meist für mehrere Kanu benützen. Die Anordnung der Spanthölzer ist an den Modellen ersichtlich, je 2 Paar für die beiden Enden und 2 Paar

für die Mitte. Bei Zweimastkanu gehen die mittleren Spanten durch die Plattform durch als Stütze für die obere Plattform und für die Masten. Das Spantensetzen beaufsichtigen die erfahrensten Männer, denn von der Stellung der Spanten hängt die Lage des Kanus im Wasser und damit auch die Segelfähigkeit, ob das Kanu schnell oder langsam läuft, ab. Während des Baues soll das Kanu etwas nach Steuerbord überhängen; wenn das Kanu dann ins Wasser kommt, wird es durch den niedrigen Ausleger nach Backbord herübergezogen und erhält so im Wasser eine gerade Lage. Im übrigen dienen die Spanten bloß dazu, den Oberbau des Kanus steif zu halten, nicht um ihn zu befestigen. Die Befestigung des Oberbaues (des „Aufsatzes“, wie man ihn hier nennt) geschieht vielmehr unmittelbar zwischen Trog und Aufsatz. Es werden zu dem Zweck zirka 5—6 cm vom Rande des Troges entfernt eine Reihe Löcher gebohrt, die einen Abstand von 20—25—30 cm voneinander haben. Entsprechend diesen Löchern wird dann eine Reihe Löcher in die Aufsatzplanke, die dem Rand des Bootstroges möglichst genau angemessen ist, gebohrt und die Planke mittelst einer besonderen Schlingpflanze (woing = *Polybotrya tenuifolia* Kuhn) an den Bootstrog gebunden. Die Schlingpflanze wird vor dem Gebrauch eingeweicht, da sie sonst brechen würde. Sie zeichnet sich durch eine eminente Festigkeit aus, es kann ein Mann mit aller Kraft an einer Rebe ziehen, ehe sie reißt, aber sie widersteht der feuchten Witterung nicht lange. Die Teile, die am meisten gebraucht werden, müssen bereits nach 6 Monaten ersetzt werden, im günstigsten Falle halten sie ein Jahr. Zum Aufbinden des Kanus helfen immer sämtliche Männer zusammen, denn das Anziehen der woing erfordert Kraft und ist eine schmerzhaft Arbeit, da die Reben natürlich in die Hände einschneiden. Doch wird die Arbeit gerne getan, da als Belohnung ein leckerer Tarobrei (geriebene Taro und Kokosnußmilch — polong) winkt. Gedichtet wird das Boot mit dem Bast der frischen Rinde des ndjím-Baumes (botanischer Name noch unbekannt). Der Bast der frischen Rinde wird geschabt und mit Knochenmeißeln (*bó-těkwä*) zwischen die Fugen gestopft. Der Saft muß Schellack enthalten, denn er erhärtet ziemlich rasch und macht das Boot wasserdicht. Von den Händen ist der angetrocknete Saft kaum wegzubekommen. Das Stopfmaterial wäre sehr gut, wenn es bei wirklich stabilen Booten gebraucht würde. Bei den Kähnen der Eingebornen aber geben bald die Schlingpflanzen nach oder die Planken trocknen aus, kurz die Kanus sind nur selten lange wasserdicht.

Die Einmastkanu erhalten nur eine Planke als Aufsatz, dafür aber noch ein Untersatzbrett von möglichst gutem Holz für die Auslegerstangen, das Zweimastkanu für den Hochseegebrauch hat 2 Planken als Aufsatz

Ein wichtiger Teil des Kanus sind die Auslegerstangen (kiong). Sie müssen fest aber doch elastisch sein. Am besten eignen sich dazu die Stangen des *Calophyllum* K. Sch. Da diese *Calophyllum* kiong nur auf höheren Bergen wachsen, so ist die Beschaffung derselben mit ziemlichen Kosten verknüpft. Es wird sehr darauf gesehen, daß die Stange keinen Bruch hat, denn von der Güte der Auslegerstange hängt die Sicherheit des Kanus ab. Der Auslegerbalken (Schwimmbalken) selbst wird von einer bestimmten Sorte leichtem weichem Holz gemacht (sām, botanischer Name unbekannt). Weich muß der Ausleger sein, damit man die hölzernen Pflöcke, welche das Bindeglied zwischen Stange und Ausleger bilden, einschlagen kann, leicht, damit er das Kanu nicht zu sehr aufhält. Bei starkem Wind setzt sich ein Mann auf die Auslegerstangen.

Der Ausleger liegt beim Segeln stets l u v wärts; kommt er durch ungeschicktes Steuern einmal leewärts zu liegen, so wird er durch den Segeldruck sofort unters Wasser gedrückt. Soll das Boot gewendet werden, so stellt sich der Steuermann auf die andere (bisher vordere) Spitze und zieht die Segel nach hinten. Das Wenden ist bei den Kanus daher immer sehr umständlich, man kann das Segel nicht einfach auf die andere Seite schlagen lassen, sondern muß erst Stricke auflösen und auswechseln und das Steuerruder hin- und hergeben. Die Eingebornen kreuzen übrigens nur im Notfalle, da mit ihren kiellosen Booten beim Kreuzen sehr wenig herauskommt. Sonst laufen die Kanus bei gutem Wind nicht schlecht, doch dürften 5 Seemeilen (9 km) in der Stunde das Höchste sein. Nach der Schnelligkeit der Boote richten sich im allgemeinen auch die Reiseentfernungen. Kein Stamm fährt weiter, als er in einem, höchstens zwei Tagen erreichen kann. Weiteren Entfernungen stehen dann auch die Handelsmonopole entgegen. Für größere Seereisen sind die Kanu auch zu schwerfällig und zerbrechlich. Schwere See hält das Auslegerwerk absolut nicht aus, die Eingebornen fahren daher nur bei gutem Wetter. Die Tragkraft der Kanus ist auch nicht weit her, die größten leisten etwa 20—25 Zentner, die kleinen tragen knapp 2—3 Zentner.

Die Preise der Kanu stehen sich auf etwa 15 Mark das kleine Fischerboot, 20—25 Mark ein Einmastboot, 40—50 Mark ein großes Zweimastboot. Die Kanu sind immer Eigentum eines Mannes oder Familie, die großen Kanu führen Namen und haben ein Kennzeichen, oft das Totemtier der Familie. Die eine Familie hat einen Adler oder Taube aus Holz geschnitzt auf den Mastspitzen, eine andere hat dieselben Zeichen auf den Auslegerstangen; eine andere Familie hat die Spitzen (Bootspitzen) mit Muscheln besetzt, oder an den Segeln hängen eine Art Fahnenbänder herunter.

Tanzmasken.

Der Eingeborne hier unterscheidet Vergnügungstänze und Geister-
tänze. Ins Gebiet der Geistertänze gehören die großen Masken; für
Vergnügungstänze hat man nur Tanzhelme. Die Geistertänze werden
in hiesigem Gebiet nur auf Tami ausgeführt, während die Vergnügungs-
tänze überall getanzt werden. Die Vergnügungstänze werden zum Teil nur
bei Totenfeiern getanzt, sind aber auch da eigentlich Kultfeier. Getanzt
wird nur, wenn „die Rede gut ist“, d. h. wenn kein Krankheits- oder gar
Todesfall vorlag. Krankheit und Tod ist „schlechte Rede“, d. h. ein Zau-
berer hat aus irgend einer Ursache (aus eigenem Antrieb oder auf fremde
Veranlassung hin) den Kranken verhext. Dies Verbrechen steht auf gleicher
Stufe mit Totschlag oder fahrlässiger Körperverletzung — es ist eine böse
Rede — Unfriede, Streit im Dorf. Der Vers „denn wo man singt, da laß
dich ruhig nieder“ lautet in Papua-Variation „denn wo man tanzt, da laß
dich ruhig nieder“. Tanz ist Zeichen, daß in dem betreffenden Dorf Friede
herrscht, oder eben wieder Friede hergestellt worden ist, nachdem man die
Trauer um den Toten beendet hat. Am meisten wurde auf Tami getanzt
und zwar fast nur zur Beendigung der Trauerzeit. Die Trauerzeit währt
2—3 Jahre, beschlossen wird sie mit einem solennen Festessen. Das üb-
liche Menü lautet auf: Schweinefleisch und Tarobrei, beides Delikatessen,
die das Herz eines jeden Eingebornen höher schlagen lassen. Das Essen
ist aber nicht allein für die Erdenbewohner, es ist Totenopfer. Der Ver-
storbene nimmt von den Schweinen, die geschlachtet werden, von all den
Schüsseln Tarobrei (hier finden die großen Holzschüsseln oder -mulden
Verwendung), die zum Austeilen bereitgestellt werden, den Schatten, das
Bild (die Seele) und teilt dies wieder unter die Schattenmenschen aus, sich
auf diese Weise das Bürgerrecht in der Unterwelt zu erkaufen. Je splen-
dider das Festmahl, desto großartiger konnte natürlich der Verstorbene
unter den Geistern auftreten. Da der Tote bescheidener Weise nur das Bild,
die Seele von all den Herrlichkeiten nimmt, so bleibt dem Menschen die
Materie übrig, die dann an die Festteilnehmer ausgeteilt wird. Die Fest-
teilnehmer sind nämlich das ganze Dorf und auswärtige Freunde. Aber es
gilt hier der Grundsatz: umsonst ist nur der Tod, wollt ihr essen, so leistet
auch etwas dafür, d. h. tanzt dem Toten zu Ehren eine Nacht hindurch.
Das ist so feststehende Sitte gewesen, daß man gar nicht anders wußte.
Die Leute ließen es sich denn auch angelegen sein, etwas ordentliches zu
leisten und übten schon wochenlang vorher, um dann am Festabend die
ganze Nacht bis weit in den anderen Tag hinein zu tanzen. Es wurde den
Leuten schließlich doch zur Last und sie nannten die ganze Veranstaltung
„seine Arbeit machen“. Oft geben die Kranken an, was für ein Tanz bei
ihrer Totenfeier getanzt werden soll.

Es gibt eine ganze Anzahl Tänze; geradeso wie man in Deutschland vom „Rheinischen“, „Schottischen“, „Polka“ spricht, so ist es auch hier mit den *siá*, *singe*, *kókōwā*, *wemān**) und wie sie alle heißen. Es sind alles Tänze von verschiedenen Gegenden. Die verbreitetsten Tänze sind die *siá* von der Rook-Insel. Sie behandeln meist einheimische Darstellungen von Tieren, Jagdszenen oder scherzhafte Vorkommnisse aus dem täglichen Leben. Die beliebteste Tanzfigur ist der Kakadu; alles hat man ihm abgelauscht, wie er sitzt, wie er steigt, wie er frißt, wie er spielt. Die mimischen Vorstellungen werden immer von 2 Vortänzern gegeben, die übrigen Tänzer bilden dann den Chorus; daneben gibt es auch Reihentänze.

Die Tänze werden nur vom männlichen Geschlechte ausgeführt, bei großen Festtänzen tanzen aber auch die Frauen mit, doch völlig unabhängig von den Männern. Sie können mittanzen, was natürlich den Eindruck des Tanzes hebt, sie können aber auch fehlen. Dafür haben die Frauen eigene Tänze, z. B. die *Kókōwötänze*, bei welchen nur die Frauen tanzen und die Männer nur das Schlagen der Trommeln (Tanztrommeln) besorgen. Zum Tanzen schmückt man sich natürlich feierlichst. Man rasiert sich Bart, Augenbrauen und Hinterkopfhaare, bemalt sich um Mund und Augen auch die Nase bekommt einen roten Strich, dann werden die Schmucksachen, Eberzähne, Brustschmuck (*kaboa*), Arm- und Stirnbänder angelegt, in die Armbänder steckt man die knallroten Blätter der *Dracaena* oder Riechsträußchen, in den Gürtel ins Kreuz die bunten Krotonblätter, auf dem Kopf hat man den mit schneeweißen Federn verzierten Tanzhelm — kurz so ein Papuatänzer sieht gar nicht so übel aus. Die Frauen schmücken sich ähnlich, nur daß sie, außer bei den eigentlichen Frauentänzen, keinen Tanzhelm aufhaben und anstatt der grünen Zweigbüschel im Gürtel eigens angefertigte schweifartige Wedel haben. (Derselbe Stoff wie die Schürzen.) Die Tänze währen bei Festlichkeiten die ganze Nacht hindurch, wobei sich die Tänzer gegenseitig ablösen. Zu jedem Tanze wird ein Lied gesungen, Tanz ohne Lied kann man sich gar nicht vorstellen. Der Inhalt der Lieder ist oft mehr als einfach, doch versteht der Tänzer selten den Text des Liedes, da die Lieder mit dem Tanz importiert sind. Man hat oft den Eindruck, als ob es dem Papua bloß auf die nötige Anzahl Silben zur Melodie ankäme, um den Text kümmert er sich auch gar nicht. In den meisten Fällen wird der Text wahrscheinlich auch verstümmelt sein. Bis jetzt sind im hiesigen Gebiet Lieder und Tänze obszönen Inhaltes nicht beobachtet worden.

Die Geistertänze sind nur Männertänze, doch dürfen die Frauen zuschauen. Ein eigener Tanz der Tami sind die *Tagotänze*, die offenbar mit den *Dukduktänzen* von Neu-Pommern verwandt sind. Die ursprüngliche

*) *weman* oder *wāman*. *e* bedeutet *ä*.

Idee der Geistertänze ist wohl kaum mehr recht zu erkennen. In Neu-Pommern sind die Geister eine Art Polizei geworden, die begangenes Unrecht ahnten, unter Umständen aber auch das Recht mißbrauchen. Auf Tami durfte während der Tagozeit keine Nuß gegessen werden, in Yabim verboten die tabutabu den Genuß der Taro. Die tanzenden Masken waren angeblich Geister, die sich an einem bestimmten, den Frauen unzugänglichen Platz im Wald aufhielten. Auf Offenbarung des Geheimnisses stund der Tod. Es durften deswegen nur erprobte Männer den Maskentanz ausführen. Der Tanz selbst besteht aus schwach hüpfenden Bewegungen, da der Tänzer einmal mit dem Graszeug so überladen ist, daß er in seinen Bewegungen gehemmt ist und zweitens die Maske zu halten hat. Das Graszeug ist von ganz jungen frischen Wedeln der Sagopalme gemacht. In Ermangelung dieses Materials nahm man auch dürre Bananenblätter, Farnkraut und dergl. Der Kragen besteht aus Farnkraut und Dracänenblättern. Der Tänzer umwickelt sich zuerst die Lenden, damit der Unterkörper bedeckt ist. Sodann setzt er die Maske auf und läßt den Nackenlappen (Blattscheidengewebe der Kokosnuß) über den Rücken herunterhängen. Wenn nun der Oberkörper mit dem zweiten Volant (oder wie man das Ding nennen will) umwickelt wird (NB. über den Schultern), so wird damit der Nackenlappen befestigt. Der Nackenlappen dient als Angel (Lederangel), an welcher die Maske auf- und zugeklappt werden kann. Die Maske sitzt ja nicht fest wie ein Hut auf dem Kopf, sondern sie wird nach hinten durch den Nackenlappen (oder nennen wir es Nackenangel) in oben angegebener Weise befestigt, nach vorne durch die Schnur, die der Tänzer in der Hand halten muß. So ist er in den Stand gesetzt, von Zeit zu Zeit die Maske etwas zu lüften und frische Luft zu schöpfen, denn der ganze Anzug hat ungefähr dieselbe Wirkung wie ein römisches Dampfbad. Der Tänzer sieht durch die beiden engen Schlitze neben der Nase. Die Federkokarde wird oben auf den Zapfen gesteckt.

Auf dieselbe Weise wird auch die zweite Maske — Wä man — montiert; sie beansprucht ziemlich viel Raum, denn das Rad hat einen Durchmesser von zirka 2,50 m. Die Raupe, die von vorne nach hinten über die Maske läuft, dient zur Aufnahme der Federstäbchen. Die langen Stäbchen gebraucht man für oben, die kurzen geben den unteren Teil des Rades. Die Stäbe müssen natürlich gut ausgeglichen werden, damit das Rad schön egal wird. Die Gesichter der Maske sind also auf der Seite. Die langen Arme des Maskenkorbes dienen dazu, daß der Tänzer die Maske festhalten kann, denn sie sitzt auch ganz lose auf dem Kopf. Die Bekleidung des Wäman ist ganz leicht, man kann den Körper des Tänzers durch den Volant sehen. Das Rad soll beim Tanz recht wippen. Diese Maske stammt

von Máligé (Westküste von Neu-Pommern) und ist nach meinem Dafürhalten auch mit dem Dukduk und Tago verwandt. Auf Tami hatte der Tanz bloß die Bedeutung eines Vergnügungstanzes. Die richtigen Tanzmasken sind sehr groß, sie erreichen 3—4 m Durchmesser.

Ohrringe (pínipín) von Tami und Siasi.

Das Schildpatt wird in Streifen geschnitten, die Ringe mit Muschel-drillbohrern ausgebohrt, in  Stücke geschnitten und abgerundet. Ist der Strang fertig geschnitten, dann wird er auf Stäbchen gereiht und mit Bimsstein abgeschliffen. Polieren tut sich durchs Tragen. Zwecks Einsetzens in das Ohrläppchen werden die Ringchen durchschnitten; zur Verstärkung und Schutz des Ohrläppchens werden noch Palmblattfieder eingeschoben. Lang herabhängende Ohrläppchen betrachtet man als besonderes Schönheitszeichen.

Feuererzeugung.

Armringe aus ganz dünnem spanischen Rohr werden von den Eingebornen als Feuerzeug benützt. Diese Art Feuer zu machen wird, wie es scheint, mehr in den Bergen geübt, ich sah es auch drüben überm Golf bei Samoahafen (Kela). Man benützt ein kurzes Stückchen besseren, d. h. festeren Holzes dazu, das man an einem Ende spaltet und durch ein dazwischen geklemmtes Steinchen offen erhält. Das Stückchen Holz braucht nicht größer als ein Wäschezwicker sein. Dieses Stückchen Holz legt man etwas erhöht auf die Erde und tritt es mit dem Fuße fest, während man mit einem kurzen Stückchen spanischem Rohr (zirka 50 cm lang) scharf um das Holz auf- und abzieht. Durch die Bewegung entwickelt sich Hitze, die sich dann dem durch das Reiben abgefallenem Zunder (Holzmehl) mitteilt und diesen entzündet.

An der Küste hatte man allgemein ein etwas flach zugeschnittenes oder gehauenes Stückchen Holz (gleichviel welcher Sorte, nur nicht zu weich), auf welches man mit einem Stäbchen zuerst eine flache Rinne einpreßte (das Holz durfte also auch nicht zu hart sein) und dann durch heftiges Hin- und Herreiben Zunder (Holzmehl) und Hitze erzeugte. Der Zunder ist unbedingt nötig, denn wenn auch die Reibung so stark war, daß die ganze Reibungsfläche verkohlt war, sie reichte nie hin, um das Holz selbst zum glimmen zu bringen. Ich sah immer, wie der Zunder sorgfältigst zusammengestrichen wurde, der fing dann auch immer den Funken auf. Der Eingeborne erzeugt durchs Reiben also nur einen Funken, der dann durchs Holzmehl und weiteren leicht entzündlichen Stoffen zur Flamme entfacht wird. Die Weise der Inlandleute, Feuer zu reiben, scheint mir die leichtere und praktischere.

Schweinezaubersteine.

Die Zaubersteine sollen zweierlei erreichen:

1. Daß die Schweine nicht vorzeitig krepieren.
2. Daß ein guter Kaufpreis erzielt wird.

Nr. 1 war aber Hauptsache. Grund: Die Schweine laufen für gewöhnlich frei umher. War nun ein Schweinemarkt angesagt, dann mußten diese halbwilden Tiere gefangen und gefesselt werden, oft keine kleine Aufgabe, denn durch das Gegrünze der gefesselten Schweine wurden die freien oft verscheucht. Es konnte 4—8 Tage dauern bis alle Schweine gefesselt waren und da passierte es öfters, daß die zuerst gefangenen eingingen oder auf dem Transport krepieren. In diesem Fall mußte der Verkäufer den Kaufpreis wieder herauszahlen.

Um das zu verhüten, mußten schon Monate vor dem Termin bestimmte Männer (die deswegen im Range der Häuptlinge stehen) durch Fasten alle schädlichen Einflüsse von den Schweinen abhalten, zu gleicher Zeit legte man obige Steine mit Wurzeln und Rindenstücken (gerieben und gestoßen) in eine Schüssel.

Das Fasten der Männer erstreckt sich übrigens nur auf Wasser und in Wasser gekochte Speisen, und— diese Männer durften nie Schweinefleisch essen.

Beim Schweinefest selbst nehmen die Häuptlinge die Steine in die Hand und schlagen jedes Schwein (die Schweine liegen gefesselt in einer Reihe) leicht dahin, wo es gespeert werden soll.

Brummholz,

Schwirrbrett, Waldteufel (Yabim: bálum, Tami: káni).

Der Kultgegenstand der Huongolfstämme. Es ist kein Gott oder Götze, erhält keine religiöse Verehrung, dient nur dazu, die Anwesenheit eines angeblichen Geistes den Weibern und Kindern vorzutäuschen. Das Brummen hört man bei Windstille stundenweit.

Gefürchtet wurde das bálumsholz, weil der Verrat des Geheimnisses unnachsichtlich die Todesstrafe nach sich zog, begehrt und geehrt, weil die Verleihung desselben Erhöhung in den Häuptlingsstand war. Die Belehnung ging nach Erbrecht.

Der Kult, mit dem dies bálumsholz verbunden ist resp. war, hatte das Geschlechtsleben des Menschen zum Inhalt. Hier in Neu-Guinea blieb die Sache in engen Grenzen, es beschränkte sich auf die Pubertätsweihe. Der geschlechtsreife Knabe mußte vom Geiste verschlungen werden; gegen ein Schwein gab ihn der Geist wieder heraus. Beim Verschlingen beißt der Geist dem Knaben die Vorhaut durch (Beschneidung). Dem Knaben wird durch diese Prozedur das schlechte Blut abgezapft und in der Folge

soll er rasch wachsen. Unterlassung der Beschneidung hat Wunden am Geschlechtsteil zur Folge.

Die Beschneidung (bei manchen bloß Spaltung der Vorhaut, bei anderen gänzliche Abtrennung derselben), wurde an abgelegenen Orten vollzogen. Vorbereitungen und Abheilen der Wunde nahmen Monate in Anspruch. Während der Zeit wurden die Jungen in guten und bösen Dingen unterrichtet.

Das bálumsholz ist geschichtlichen Ursprunges; eine Frau soll das Schwirren des Brettchens zufällig beim Holzspalten entdeckt haben.

Regenzauber; Taimi.

Ein Sammelsurium von Steinen, Fischknochen, Rindenstücken und Blättern. Die Bedeutung des einzelnen unbekannt. Die Hauptsache war dabei der Spruch: „in N. N. erschlugen sie einen Kasuar, das Blut spritzte bis zum Himmel und färbte ihn rot; so sollen die Regenwolken aufsteigen“. Die Sachen wurden in eine Schüssel mit Wasser gelegt, der Regenzauberer mußte während der Zauberzeit gewisse Dinge meiden. Die Leute waren natürlich so schlau und legten die Steine erst ein, wenn die Regenzeit nahte. Unter Umständen bekamen sie Geschenke (die Pflanzen mit den hakenartigen Auswüchsen sollen die Eberhauer herbeiziehen), unter Umständen, wenn der Regen zu früh kam, d. h. die Felder noch nicht gebrannt waren, mußten sie auch zahlen.

Trauerzeichen, Trauernetze.

Das allgemeine Trauerzeichen heißt koukou. Es wird um den Hals getragen bis zur Beendigung der Trauerzeit. Nähere Verwandte binden an die Schnur irgendein Andenken an den Verstorbenen (Haare, Gebrauchsgegenstände und dergl.). Witwer tragen mehrere Schnüre um den Hals und kreuzweis über der Brust; dazu ist um den Kopf ein weißes Tuch gebunden.

Das große Trauernetz für Witwen heißt gundú. Während der Witwer sein Haar mit einem weißen Tuch einbindet, vermummt sich die Frau in einer Anzahl Netze. In der ersten Zeit der Trauer trägt sie 4—5 Netze übereinander, das oberste bis über die Augen herabgezogen. Während dieser Zeit durfte die Frau auch nur Abends ausgehen. Nach etwa einem 1/2 Jahr darf sie einige Netze ablegen. Die ganze Trauer dauerte etwa 3 Jahre.

Hundezähne.

Die Hundezahnkette ist Halsschmuck für Kinder und bei Käufen Tauschobjekt. Der Eingeborne rechnet nach der Länge der Kette. Eine

Armlänge (zirka 100 Stück) Preis für einen Hund, eine Klafferlänge Preis für ein Schwein. Für große Schweine muß aber mindestens 1 Eberzahn dabei sein.

Eberzähne.

Man schlägt dem jungen Eber die beiden oberen Hauer aus, worauf die untern ungehindert weiter wachsen können. Das mindeste Werterfordernis ist, daß die Spitze die Wurzel erreicht, je weiter sie an der Wurzel weiter entlang geht, desto wertvoller ist der Zahn. Diese guten Zähne sind jedoch in festem Besitz, Familienerbstück. Der Preis schwankt zwischen 10—25 Mk. Das Schwein wurde natürlich reichlich alt (10—15 Jahre) bis die Zähne ordentlich ausgewachsen waren.

Töpferei.

Wir haben zwei Töpfereibezirke, einen bei Kap König Wilhelm, Giduatöpfe, und einen zwischen Kap Parsee-Badenbucht (Huongolf), Kelatöpfe.

Die Töpfe von Gidua haben enge Öffnung, die von Kela weite. Die von Gidua sind dünnwandig, die von Kela dickwandig. Das kommt wohl von der Herstellungsweise. In Gidua arbeitet die Töpferin (das Topfmachen ist Frauenarbeit) den Topf mit Hilfe eines runden Steines und Holzschlägels aus, indem sie den Stein innen gegen die Wandung hält und mit dem breiten Schlägel dagegen schlägt, in Kela setzt man auf den Rand Tonwurst für Tonwurst auf und verstreicht. Es werden auf diese Weise große Töpfe gefertigt.

Die Töpfe werden getrocknet und dann an kleinem Feuer gebrannt, eigentlich nur gebacken.

Mützen.

Das Tragen von Mützen ist eine Sitte sämtlicher Inlandbewohner der Finisterre-Cromwell-Rawlinson-Halbinsel. Wahrscheinlich sollen sie als Schutz gegen die Sonne dienen, denn die meisten dieser Völker sind Steppen-(Grasflächen-)bewohner. Soweit man das Land bis jetzt kennt, bewohnen diese Leute einen Streifen, der zwischen Festungshuck-Dorfinsel beginnt und der Länge nach durch die Halbinsel bis zum Markham durchgeht. Die an der Küste wohnenden Melanesier haben die Mütze nicht angenommen; warum ihn dann die (der Sprache nach) melanesischen Laewomba angenommen haben, ist nicht aufgeklärt. Eigentümlichkeit der Laewombamützen ist die Malerei, alle anderen tragen entweder ungefärbte oder einfarbig (rot) angestrichene Hüte. Über die Bedeutung der Zeichnungen weiß man noch gar nichts. Die aufgesteckten Kakaduschopffedern bedeuten die Zahl der erschlagenen Feinde.

Das Erdbeben vom 14. auf den 15. September 1906*).

Brief vom 20. Januar 1907.

Mit einer Tafel. (Tafel 12).

Ich bin seit September 1887 im Lande und habe schon manchen Erdstoß mitgemacht. Es ist einem etwas so Gewohntes geworden, daß man nicht einmal vom Stuhl aufsteht, wenn es nicht gleich an allen Ecken des (Holz-)Hauses kracht. Zwei Erdbeben erlebte ich (eines im September (?) 1895, das andere im August 1899), die waren so stark, daß man sich anhalten mußte, um nicht umgeworfen zu werden; doch richteten sie weiter keinen Schaden an, als daß einige Lampen und einiges Geschirr zerbrach. Was ein schweres Erdbeben ist, sollten wir in der Nacht vom 14. auf den 15. September 1906 kennen lernen. Die Regenzeit hatte eine kleine Pause von 14 Tagen gemacht und ich war eifrig dabei, mir ein Obdach im Wald zu schaffen, wo ich einigermaßen wie ein Kulturmensch leben konnte, denn drei Wochen hatte ich schon in der Hütte meiner Arbeiter zugebracht, wo die ganze Bequemlichkeit darin bestand, daß ich meine Hängematte ausspannen konnte. Ich war nun eben soweit, daß die eine Wand und ein paar Quadratmeter Fußboden fertig waren; vergnügt stellte ich ein primitives Tischchen und Stuhl auf, hing eine Lampe an die Wand und verstaute meine Habseligkeiten auf den übrig bleibenden 2 Quadratmetern Boden. Ich sah schon gewonnen Spiel. Mit diesem angenehmen Gedanken legte ich mich in meine Hängematte und schlief schnell ein, unter mir verschiedene meiner Arbeiter, die in der Hütte nicht alle Platz hatten. In der Nacht wache ich von einem leichten Beben auf: ein Erdbeben. „Nun, es wird schon wieder aufhören,“ denke ich und bleibe ruhig liegen. Aber auf einmal wird das Beben ein Schwingen, daß ich in meiner Hängematte wie in einer Schaukel herumgebeutelzt werde, an ein Herauskommen ist nicht mehr zu denken. An Gefahr dachte ich nicht, wunderte mich bloß, wie ich herumgeschwenkt wurde bis ich merkte, daß sich unter den Schwingungen das Dach abheben und das ganze, noch halb unfertige Häuschen zusammenbrechen will. Da fürchtete ich, das Dach könnte einen erschlagen, aber siehe da, es legte sich mit der fertigen Wand langsam hinten über und wir können nun ins Freie. Gottes Hand hat uns beschützt, daß keinem auch nur ein Härchen gekrümmt wurde.

*) Der Bericht wurde s. Z. der Kaiserlichen Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. zugeleitet. Nach Mitteilung von Dr. A. Sieberg wurde er benützt bei dem makroseismischen Probebebenkatalog für 1906 und in einer Monographie des Genannten über die Erdbeben in deutschen Schutzgebieten.

Kaum waren wir im Freien, als es schon wieder zu beben anfang, es war überhaupt ein fortwährendes Zittern, das sich bald in heftigeren, bald in leiseren Stößen bemerkbar machte. Größere Pausen als 5 Minuten gab es nicht. Meine Jungens suchten mir meine Uhr, es war 2 Uhr. Hätte ich die Kaltblütigkeit gehabt, die bemerkbaren Stöße zu zählen, ich hätte in den 4 Stunden bis zum Tagesanbruch sicher 50 Stöße zusammengebracht; allein, als es gar kein Aufhören gab und dazu ringsum die Bäume krachend umbrachen, da packte mich das Grauen. Was hätten wir machen wollen, wenn auch auf unserem Platz ein Baum umgebrochen wäre, es war Nacht, der Boden lag noch voller Stämme, Wurzeln und Schlingpflanzen, an ein Ausweichen wäre da nicht zu denken gewesen. Und eben wenn man dachte, jetzt hat sich die Erde beruhigt und man hatte sich auf einen Baumstamm oder Brett niedergelassen, da schreckte einen ein neuer Stoß wieder auf.

Mit Freuden sahen wir daher den Morgen heraufdämmern, nun sahen wir aber auch die Verwüstung, die das Erdbeben angerichtet hatte, sahen auch, in welcher Gefahr wir geschwebt hatten. Ich hatte mir, um mir den Platz nicht zu verbauen, mein Häuschen ganz an den Rand des Abhanges gebaut, die eine Ecke ruhte direkt auf einer Felsplatte, die über den Abgrund hinausragte. Der ganze Abhang war aufgelockert, viele Korallensteine waren den Abhang hinuntergerollt oder hatten sich aus ihren Lagern herausgedreht. Ein Wunder, daß meine Platte nicht auch in Bewegung gekommen war. In der Ferne sah man allenthalben starke Erdrutsche. Wie mochte es auf den zwei hohen Bergstationen Sattelberg und Warea aussehen! Ich sandte sofort Boten nach Erkundigungen aus und die brachten die Nachricht, es sei in unserer nächsten Nähe ein großer Bergrutsch, dazu sei der Weg fast seiner ganzen Länge nach aufgerissen; es sei ferner nach dem Erdbeben eine Flutwelle gekommen und hätte sämtliche Kanus mit fortgenommen. Bei den Eingebornen sind fast sämtliche Häuser umgefallen gewesen. Keiner der Eingebornen konnte sich eines ähnlichen Erdbebens erinnern, nur als Sage wußten sie, daß vor der ersten Pockenepidemie ein sehr schweres Erdbeben gewesen sei. Die ersten Pocken grassierten in den sechziger Jahren im Lande, nach den Aufzeichnungen katholischer Missionare, die in den fünfziger Jahren auf der Rook-Insel Mission trieben, war (im August?) 1856 ein schweres Erdbeben, so daß die Erde voller Risse war. Es war zwischen beiden Daten (Erdbeben und Pocken) auf jeden Fall ein größerer Zeitraum, allein solche Irrtümer können bei Eingebornen, die kein Zeitmaß haben, sehr leicht vorkommen. Doch ist es interessant, auf diese Weise einen Anhaltspunkt für frühere Erdbeben zu haben. Es hätte demnach das vorletzte starke Erdbeben vor zirka fünf-

zig Jahren stattgefunden. (Eingeborne kommen selten über sechzig Jahre hinaus.) In bedeutend früheren Zeiten muß es immer im Frühjahr (hier die Zeit des Monsunwechsels von Nordwest zum Südostwind) größere Katastrophen gegeben haben. Die Tamileute hatten es bei Frühjahrserdbeben immer sehr eilig, ihre Habseligkeiten auf dem Stationshügel in Sicherheit zu bringen, eingedenk der Warnung ihrer Vorfahren: wenn die Plejaden auf den Bergen (im Westen) liegen, dann nehmt euch vor Springfluten in Acht. Merkwürdig ist es, daß die Eingebornen Frühjahrserdbeben mehr fürchteten, während nach den bisherigen Erfahrungen die Erdbeben um die Zeit der Herbstäquinoclien herum die schlimmeren waren. Großer Katastrophen erinnert man sich nur einer, des Einsturzes des Vulkanes auf Long Insel. Dies geschah zu Lebzeiten der Großväter der jetzt lebenden ältesten Männer, also vor etwa 100 Jahren. Einige andere Nachrichten sind völlig sagenhaft, wie auch jene Katastrophe auf Long-Insel sagenhaft ausgebeutet ist.

So erzählen sie z. B.: Auf der Rook-Insel existierte ein Vulkan (d. h. in der Phantasie der Eingebornen ein Feuerwesen; nebenbei bemerkt sind auf Rook wohl ein halbes Dutzend Vulkankegel), der ärgerte sich darüber, daß die Weiber immer ihren Kehricht in seinen Krater warfen und aus Zorn darüber sprang er in die See zwischen Rook und Neu-Pommern. Aber es war dorten eine sehr starke Strömung und so wanderte er in die Finschhafener Gegend, doch da war es noch schlimmer. Er versuchte es weiter an verschiedenen Plätzen längs der Küste, aber es paßte ihm nirgends, bis er schließlich wieder auf seinen ersten Platz zurückkehrte, wo er heute noch steht (die Ritter-, früher Vulkan-Insel).

Interessanter in bezug auf das letzte Erdbeben ist die Sage, es sei früher die Long-Insel mit dem Festland Neu-Guinea verbunden gewesen. Der genauere Inhalt der Sage ist mir leider entschwunden; ich weiß nur noch, es handelte sich um eine Großmutter und ihren Enkel. Die Großmutter wurde über irgend etwas zornig gemacht, im Zorn verzauberte sie das Land, das von einer großen Flutwelle zerstört wurde, d. h. das Land sank.

Bei dem letzten schweren Erdbeben kann es sich auch nur um ein Einsturzbeben handeln und zwar liegt das Zentrum auf der Linie zwischen Festungshuk und Hardenberghuk und zog sich nordöstlich nach der Westküste Neu-Pommerns. Das Senkungs- oder Einsturzgebiet muß unterseeisch sein, denn man hört nichts, daß ein größerer Komplex Land gesunken sei, außer einer Nachricht von Neu-Pommern, wo ein Bergdorf um zirka 15 m gesunken sein soll. Auf dem Berg Hunstein (Neu-Pommern) sieht man bei klarem Wetter auch sehr starke Bergrutsche, während auf Rook nichts wahrzunehmen ist. Nach den Schilderungen des Missionars Hansche war

das Erdbeben dort (in Rook) überhaupt nicht so stark, es gab dort auch keine Flutwelle, sondern es zog das Wasser ab.

Am schlimmsten soll es nördlich von Festungshuk aussehen; dort sollen fast alle Täler durch die Bergrutsche ausgefüllt sein. Aber auch noch südlich bis herunter an den Sattelberg hat es böß gewirtschaftet. Die Berge sehen aus, als ob sie mit Riesenkartätschen abgekratzt seien. Tief gingen ja die Bergrutsche nicht, meist ist nur die etwa 1 m starke oberste Erd- und Humusschicht abgerutscht, doch sind von der Wucht und dem Gewicht der Erdmassen die stärksten Bäume wie Zündhölzer abgeknickt. Sämtliche Wasserläufe waren wochenlang verschüttet, bis dann größere Regen die Erddämme zum Durchbruch brachten und unglaubliche Mengen Holz in die Seen beförderten.

Die beiden Stationen auf Sattelberg (900 m über dem Meer) und Wareo (700 m, zirka 1 deutsche Meile Luftlinie nördlich von Sattelberg, vom Sattelberg durch das Búsimal getrennt) litten sehr. Das ältere Wohnhaus auf Sattelberg fiel mitsamt seinen Pfählen um, doch blieb das Haus selbst unbeschädigt; auf Wareo riß es ein neugebautes Haus von seinen Pfählen und verschubste das ganze Haus um 90 cm in der Richtung der Erdbebenaxe. Auf Wareo war das Beben offenbar stärker als auf dem Sattelberg. Es sind dort sämtliche Gebäude mehr mitgenommen, die Erdrisse größer und breiter und die Bergrutsche häufiger. Man spürte auf Wareo die Nachbeben auch viel länger als auf Sattelberg. Noch an Weihnachten verging kaum ein Tag ohne 1 oder 2 Erdstöße, oft auch 4—5 und zum Teil kräftig. Sekunden vorher hörte man einen dumpfen Schlag in der Ferne und dann kam ein Beben. Die leichteren bestanden in einem leichten Schwingen oder Zittern, schlimmer war es, wenn es zuerst von unten herauf Stöße gab. Für Wareo darf man für die Zeit vom 16. September bis 31. Dezember 1906 4—500 Erdstöße ansetzen. Bemerkenswert ist auch, wie das Beben sich in entfernteren Orten bemerkbar machte. Auf den beiden Missionsstationen Deinzerhöh (Kap Gerhards, Huongolf) und Kap Arkona (erstere zirka 60, letztere zirka 80 km vom Zentrum entfernt) wackelte es wohl noch tüchtig, doch fielen höchstens leere Flaschen um. Doch sind auf den Bergen zwischen Kap Arkona und Markhamfluß wieder mehr Erdrutsche sichtbar. Sollte das Beben dort im Westen eine der nach Nordosten gehenden Schwingung entsprechende Schwingung nach Südwesten gemacht haben! Andererseits berichtet Missionar Wagner, daß auf den Bergen im Nordwesten von Wareo (es wären das die Südabhänge des Cromwell) keine Erdrutsche mehr zu sehen seien. In Friedrich-Wilhelms-hafen (300 km) spürte man einen Erdstoß, desgleichen in Herbertshöh (800 km). In Sydney (2000 km) zeigte der Seismograph das Beben mit

einer großen Kurve an, desgleichen wurde es auch in Apia (Samoa-Inseln) bemerkt.

Leider fielen dem Beben resp. den Bergrutschen auch ziemlich viel Menschenleben zum Opfer. Aus den uns bekannten Gebieten allein wurden zirka 50 Erschlagene gemeldet, im ganzen dürften wohl an die Hundert verschüttet sein. Die Eingebornen haben aus früheren Zeiten her noch immer die Gewohnheit, sich dicht an Abhängen anzubauen, weil sie da vor ihren Feinden sicherer waren; die Gewohnheit war ihr Verderben. Noch möchte ich erwähnen, daß etwa 5 Wochen nach dem Beben plötzlich Unmengen von Moskiten auftraten, darunter viele Anopheles (die Malariafiebermücke), was viele Malariafieberanfalle zur Folge hatte. Offenbar waren die Unmengen Moskitos in den aufgestauten Wassermassen ausgebrütet. So erklärt sich die Angabe südamerikanischer Ärzte, daß nach schweren Erdbeben immer die Malaria häufiger aufträte.

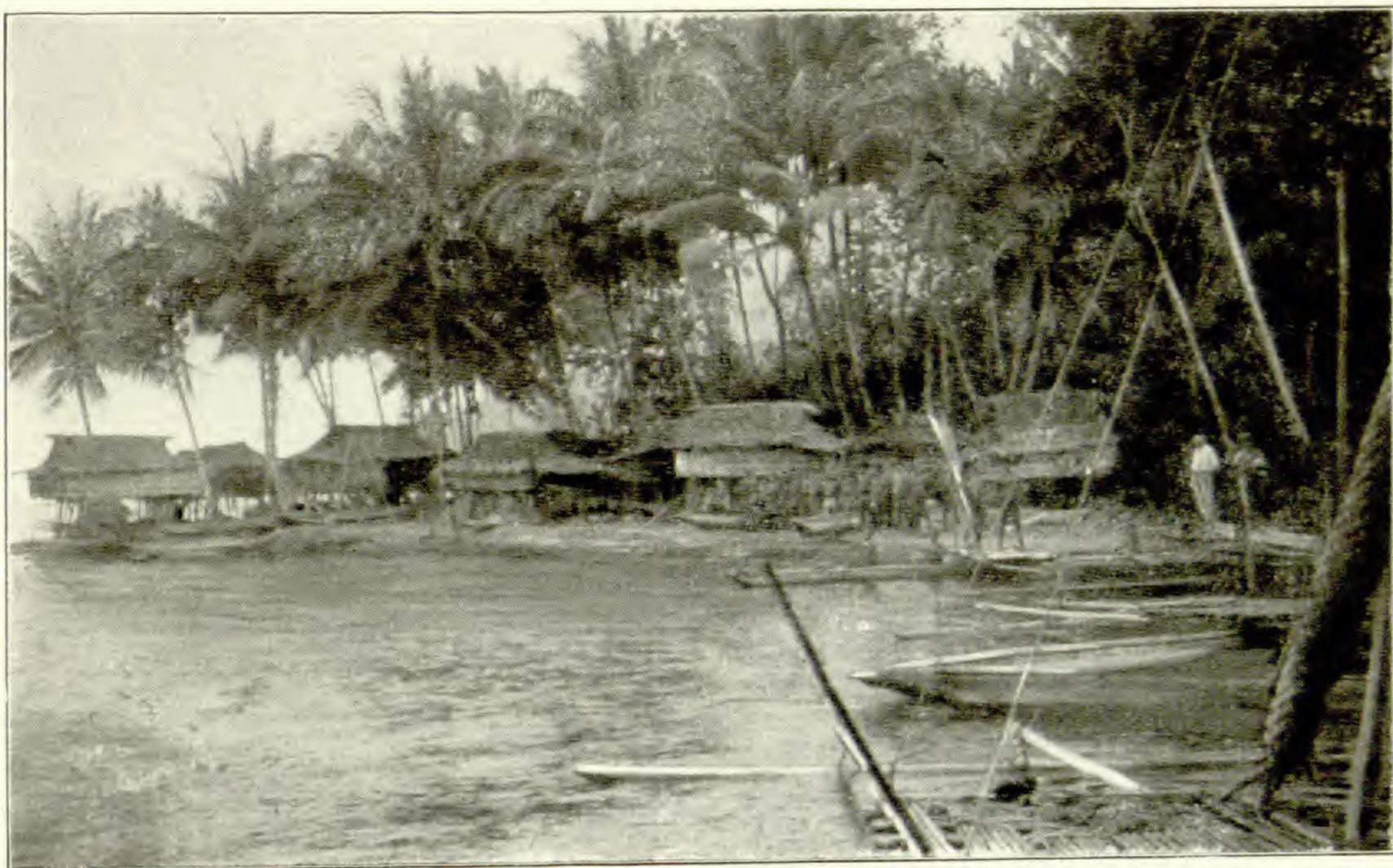
Zu obigem Erdbebenbericht habe ich noch nachzutragen, daß während des Bebens ein großer (nach einigen Aussagen zwei) Meteor in der Richtung von Nord-Süd in der Gegend südlich vom Sattelberg gesehen wurde.

Ein ziemlich starkes Beben erfolgte nochmal anfangs Oktober, das auch von einer Springflut begleitet war, da zog es aber das Wasser ab, der Finschhafen lag in geringeren Tiefen von 5—8 m vollständig trocken da.

G. Bamler.



Erdbeben am
14/15. Sept.
1906:
Bergrutsch
bei
Finschhafen



Dorf Gowi in der Badenbucht, Huongolf.



Dorf Nanka bei den Damlings Inseln, Huongolf.



Dorf Laukánu südlich von Kela.



Ein lum (Dorfhaus) in Kela, Huongolf.
Im Hintergrund eine Kirche.



Eingeborene beim Bretterhauen.



Tago
(Vorderansicht)

Wäman

Tanzhelm
(Seitenansicht)

Tanzmasken.



Tago
(Vorderansicht)

Wäman
(Seitenansicht)

Tanzhelm
(Vorderansicht)

Tanzmasken.

Zwischen Tago und Wäman Frau in Witwentracht.



1.

1. Häuptling
Awatau von
Finschhafen
mit Kindern;
in Trauer.

2.

2. Mädchen
mit Regen-
schirmen.





1.

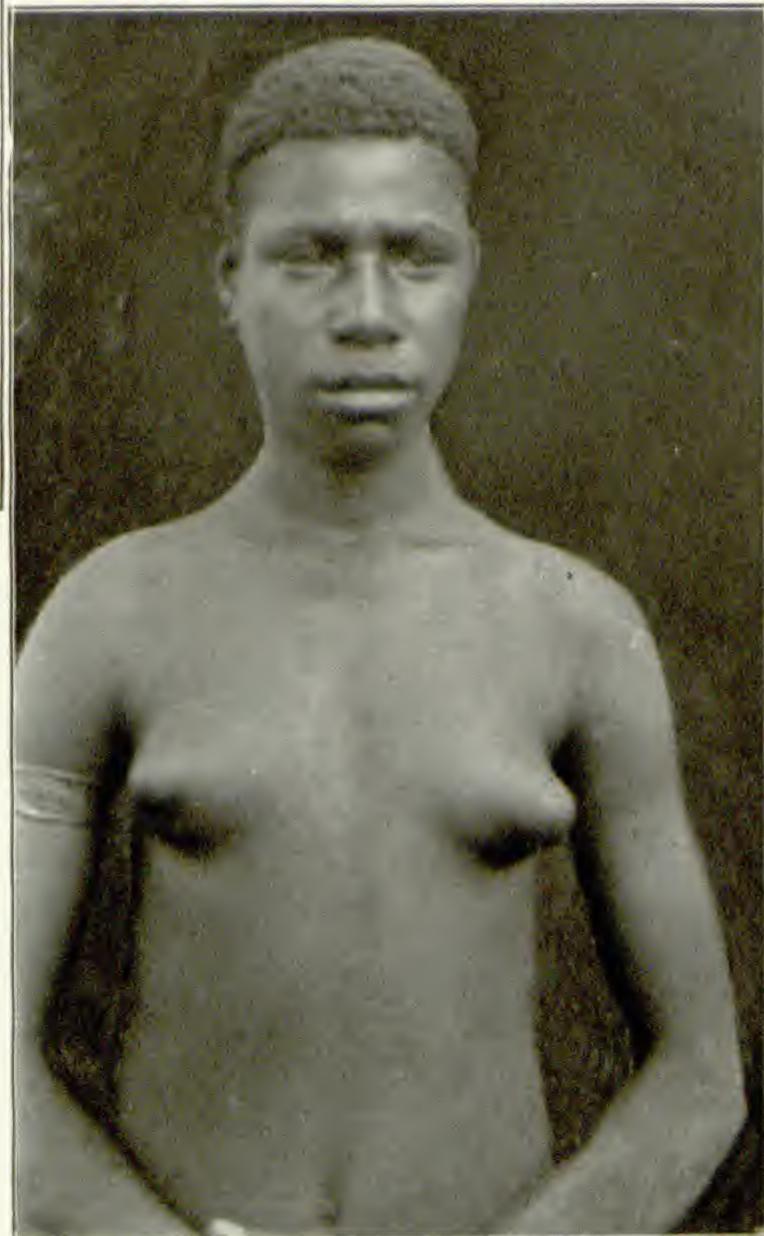
1. Tamikinder mit einheimischem Schmuck.

2. Junger Mann aus den Bergen.

3. Mädchen von Finschhafen, ca. 16 Jahre alt.



2.



3.



Gruppe aus Nanka.



Gruppe von Laukánú.



Laukánufrauen beim Topfmachen.
Die Frau rechts knetet Ton.



Frau mit Tanzschürzen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg](#)

Jahr/Year: 1911

Band/Volume: [19](#)

Autor(en)/Author(s): Bamler G.

Artikel/Article: [Notizen zu einer ethnographischen Sammlung von den Tamiinseln. 47-65](#)